

DIE FACKEL

Nr. 60

WIEN, ENDE NOVEMBER 1900

II. JAHR

Der deutsche Reichstag hat in der vergangenen Woche über das Reichsamt des Inneren Gericht gehalten, weil es von einem Industriellenverbande eine Unterstützung von 12.000 Mark erbeten hatte, um damit die Agitation für einen Wilhelm dem Zweiten und seinen Ratgebern besonders am Herzen liegenden Gesetzentwurf zu betreiben. In richtiger Erkenntnis, und hoffentlich mit einem Gefühle von Beschämung, gesteht die 'Arbeiter—Zeitung' zu, daß in unserem Abgeordnetenhaus bei Erörterung einer ähnlichen Angelegenheit »wüst geschimpft« worden wäre. Wenn man aber vielleicht aus diesem Zugeständnisse der 'Arbeiter—Zeitung' das Gelöbniß herauslesen darf, daß auch die österreichische Sozialdemokratie in Zukunft sich eines würdigen Tones befleißigen wolle, so muß man doch vorweg der Hoffnung entsagen, als könnten ihre Wortführer ähnliche Fälle zu jener prinzipiellen Bedeutung erheben, die der Abgeordnete Auer der 12.000 Mark—Affäre gegeben hat. »Man hat versucht«, erklärte Auer, »die Angelegenheit auf das Gebiet der persönlichen Ehrenhaftigkeit hinauszuspielen; mit dröhnendem Pathos hat man den Vorwurf der persönlichen Bestechlichkeit zurückgewiesen. Aber dieses Klopflechterstück verfängt nicht. Auch wir sind der Ansicht, daß es sich nicht um persönliche Bestechlichkeit handelt; es handelt sich um viel Schlimmeres«. Dieses Schlimmere und Schlimmste ist nach Auer die moralische Stumpfheit von Männern in verantwortlicher Stellung, die gar nicht fühlen, welche Erniedrigung in der Annahme von Geld seitens einer Interessentengruppe liegt. Wenn bloß einer oder einige wenige Beamte bestechlich gewesen wären, so konnte man sie zur Verantwortung ziehen und sich damit trösten, daß es überall einzelne Unredliche gibt. Daß aber die persönlich ehrenhaften Beamten im Reichsamt des Inneren in ihrem Gewissen ganz ruhig sind, weil sie die korrekte Verwendung der erbettelten Subvention nachweisen können, das ist ein Zeichen tiefen Verfalles, arger Korrumpierung des Geistes einer großen Beamtenschaft.

Es hat in Österreich an Fällen, die der 12.000—Mark—Affäre zur Seite gestellt werden können, nie gefehlt. Wer den Aufwand auch noch so gering veranschlagt, den alle österreichischen Regierungen für die ihnen ergebene Presse gemacht haben, konnte niemals daran zweifeln, daß er nur zum geringsten Teile aus dem Dispositionsfonds bestritten wurde. Wollte aber bei uns ein sozialdemokratischer Abgeordneter etwa einer Regierung vorwerfen, daß sie von der Länderbank Geld zu Agitationszwecken erhalte, so müßte er der schlagenden Erwiderung gewärtig sein, daß die Regierung durch diese Goldannahme nicht abhängiger werde als die 'Arbeiter—Zeitung', die das Geld der Länderbank doch auch nicht verschmäht. Ja, sicherlich könnte ein österreichischer Minister, indem er der 'Arbeiter—Zeitung' das Verzeichnis der Aktiengesellschaften entgegenhielte, von denen sie Subventionen in Form von Inseratenhonoraren erhebt, nachweisen, daß die österreichische Regie-

rung von der Hälfte aller dieser Gesellschaften ganz unabhängig ist. Da man aber dem Minister ebenso aufrichtig, wie ich es seinerzeit Herrn Dr. Adler gegenüber getan habe, das Zeugnis der persönlichen Unbestechlichkeit ausstellen müßte: was bliebe von dem Versuche, in Österreich eine 12.000—Mark—Affäre aufzurollen, anderes übrig, als der Nachweis, daß eine Korrumpierung der Geister, die in Deutschland im ersten Falle, der bekannt ward, als ungeheuerlich gebrandmarkt wurde, bei uns längst bekannt und durch alle Brandmarkungen, die ich als Einziger ihr habe angedeihen lassen, in ihrer Selbstzufriedenheit unerschüttert ist.

* * *

U m Mitte Oktober begann Herr Dr. Kanner in der 'Zeit' einen seltsamen Kampf gegen die 'Münchener Neuesten Nachrichten' zu führen. Er warf ihnen [ihr ?] vor, sie hätten sich an die österreichische Regierung verkauft. Den Vermittler bei dem Geschäft habe der Sektionschef Doczi gespielt und den Kaufpreis habe die Wiedererteilung des Postdebits gebildet, das dem Blatte im vorigen Jahre entzogen worden war. So sei es zu erklären, daß die 'Münchener Neuesten Nachrichten' den Grafen Goluchowski und Herrn v. Koerber jetzt mit größter Freundlichkeit behandeln. Den Lesern der 'Zeit' mochte diese Erklärung der Haltung der 'Münchener Neuesten Nachrichten' nicht recht plausibel scheinen. Denn einerseits konnte dem Münchener Blatt an seiner ohnehin geringen Verbreitung in Österreich schwerlich so viel gelegen sein, daß es, um sie sich zu sichern, seine politische Haltung hätte ändern sollen; andererseits mußte man sich fragen, ob denn ein reichsdeutsches Blatt, das den Grafen Thun bekämpft hat und von ihm mit der Postdebitentziehung bestraft wurde, nicht ganz ernstlich, wie so viele Deutsche in Österreich, das Regime Koerber billigen kann, und weshalb es eigentlich die Politik des Grafen Goluchowski, die doch mit rührender Folgsamkeit hinter den täppischsten Schritten der deutschen Reichspolitik einherstapft, von seinem Interessenstandpunkt aus mißbilligen sollte.

Um dieselbe Zeit, als der Kampf des Dr. Kanner gegen die 'Münchener Neuesten Nachrichten' begann, brachten seine Freunde weiteren Kreisen eine Kunde, um die nur einige Wenige seit Monaten gewußt hatten: daß Herr Dr. Kanner vom 1. November an nicht mehr politischer Korrespondent der 'Frankfurter Zeitung' sein werde. Seine Entlassung, erzählten die Freunde, sei der Preis, den die 'Frankfurter Zeitung' Herrn v. Koerber für die Wiedererteilung des Postdebits zugesagt habe. Sektionschef Doczi habe mit Herrn Sonnemann in Berlin eine Zusammenkunft gehabt, bei der das Geschäft abgeschlossen worden sei. Die Nachricht konnte Kenner der Verhältnisse nicht unglaublich dünken. Der 'Frankfurter Zeitung' ist an ihrer Verbreitung in Österreich viel gelegen. Sie beherrscht mit ihrem finanziellen Teil das Urteil unserer Banken— und Börsenkreise über reichsdeutsche Finanzfragen und erlangt dadurch erhöhte Bedeutung für die Financiers in Deutschland. Sie dient aber auch unseren Banken und Industrie—Aktiengesellschaften als Stimmungsmachern auf dem deutschen Markte. Diese finanzielle Vermittlerrolle schafft dem Blatte seine reichsten Einkünfte, und sein Besitzer, Herr Sonnemann, hat an ihr auch große persönliche Interessen, da er — wenigstens noch vor kurzer Zeit — an der Wiener Börse nicht minder eifrig als in Berlin spekuliert hat. Herrn Sonnemann, für den doch politische Interessen erst in zweiter Linie stehen, konnte also, wenn es sich um seinen Einfluß auf unsere Finanzkreise handelte, nicht zugemutet werden, daß er sich auf eine bestimmte Haltung unserer inneren Politik gegenüber oder gar auf die weitere Tätigkeit ei-

nes Korrespondenten steife, der von dieser Haltung nun einmal nicht ablassen wollte. Auch schien es nicht unmöglich, daß unsere Regierenden wirklich den Herrn Dr. Kanner fürchten. Eine Anzahl leichtgläubiger Menschen in Wien hält ja seit Jahren diesen im Grunde harmlosen Nichtverstehers der österreichischen Politik, weil er seine gründliche Kenntnis der Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses und sein Talent für Geschäftskniffe von den jeweils obstruktionslustigen Parteien mißbrauchen ließ, für einen erfolgreichen Ministerstürzer. Und einige Jahre lang bestand der Leserkreis der 'Zeit' zumeist aus Neugierigen, die erfahren wollten, wie man das eigentlich mache, das Ministerstürzen. Seither ist freilich der Ruhm des Herrn Dr. Kanner verblaßt. Als die einzige Regierung, die er *nicht* bekämpft hatte, das Ministerium Clary, noch rascher als alle anderen fiel, kam man zur Überzeugung, daß Herr Dr. Kanner wohl auch am Sturze ihrer Vorgängerinnen nicht viel Schuld zu tragen habe; und frühere Bewunderer des Mannes, der das Ministersein an und für sich für der Sünden schlimmste hält und eine Idiosynkrasie gegen die erste und zweite Rangsklasse hat, gestehen heute ein, daß er sich in seiner »Woche« eigentlich nicht sowohl lustig als vielmehr lächerlich macht. Aber die Regierenden sind bekanntlich bei uns immer wenigstens um eine Idee zurück. Es ist wohl möglich, daß Herr v. Koerber noch an die Gefährlichkeit des Dr. Kanner glaubt.

Und darum ward der Mann von der 'Frankfurter Zeitung' entlassen. Und weil er, der niemals gerade denken und sprechen kann, den Anschein vermeiden will, als führe er seine persönliche Angelegenheit, wirft er alles, was er gegen die 'Frankfurter Zeitung' auf dem Herzen hat, den 'Münchener Neuesten Nachrichten' vor, die wenigstens scheinbar im gleichen Fall sind. Die Öffentlichkeit aber interessiert die Entlassung des Herrn Dr. Kanner aus dem Verbands der 'Frankfurter Zeitung' deshalb, weil sich in ihr wieder einmal die ganze Brutalität eines bloß auf seine materiellen Interessen bedachten Unternehmertums dem Meinungsmenschen gegenüber zeigt. Denn man mag den Politiker Kanner noch so gering schätzen, er vertritt doch Meinungen. Und es wäre der wichtigste Fortschritt von Kultur und Moral, wenn wir es nur dahin brächten, daß selbst irrige Meinungen in unseren Tagesblättern statt Interessen vertreten würden. Aber freilich, Interessen zu verfechten, ist das Wesen unserer Journale: denn davon leben sie.

* * *

Ein tschechisches Blatt hatte die Gründe der Demission des *Herrn Jansa* als »prosaische« bezeichnet, und niemand wußte, was er sich dabei denken sollte. Da brachte Nr. 59 der 'Fackel' die Enthüllung, indem sie die Geschichte vom zweijährigen Kontrakt des Herrn Jansa erzählte. Von der Aufregung, die sich der Journalkreise bemächtigte, läßt sich schwer eine Vorstellung geben, und man kann auch nicht sagen, ob nicht am Ende der Ärger, daß die 'Fackel' eine »Information« hatte, den Schmerz, daß man selbst sie nicht hatte, überwog. Die tschechischen Abgeordneten, deren man habhaft werden konnte, waren im Nu von deutschliberalen Schmöcken umringt, und nun ging das Fragen los. Frischauers 'Wiener Tagblatt' freilich hoffte noch immer etwas zu profitieren. Sein Reporter ging den Abgeordneten *Herold* an und fragte ihn, ob die Mitteilung der 'Fackel' auf Wahrheit beruhe. Aus der bejahenden Antwort, die Herr Herold, wenn auch vielleicht nicht in bestimmter Form, gegeben hat, machte das 'Wiener Tagblatt' eine »Originalmitteilung«, die ihm einen Tag nach dem Erscheinen von Nr. 59 der 'Fackel' zu einer Sensation verhelfen sollte. Es ließ Herr Dr. Herold, der, wenn nicht tags zuvor die Affä-

re bereits enthüllt worden wäre, sicherlich nicht sein Herz vor dem Abgesandten des Herrn Frischauer ausgeschüttet hätte, die Worte sprechen. »*In politischen Kreisen erzählt man in der letzten Zeit*, Jansa habe sich bei seinem Amtsantritte schriftlich verpflichtet, nach zwei Jahren um seine Pensionierung einzuschreiten, und man habe ihn nunmehr durch diesen Brief gezwungen, zu gehen.« Das 'Wiener Tagblatt' hat offenbar die Vorsicht gehabt, eine Mitteilung der 'Fackel' erst dann ohne Quellenangabe abzudrucken, als es ihre Stichhaltigkeit sorgfältig geprüft hatte.

* * *

Die Herren Gabriel Monod, Trarieux und Anatole France haben dem alten Paul Krüger einen Besuch abgestattet. Das war eine günstige Gelegenheit, eine Handvoll der schönsten Phrasen von Gerechtigkeit und Fortschritt, die man noch von der Dreyfuskampagne her auf Lager hatte und die schon schimmelig zu werden drohten, an den Mann zu bringen. Und der alte Krüger nickte Herrn Trarieux ebenso freundlich zu, wie er Herrn Rochefort zugewinkt hat, und hielt begreiflicherweise Herrn Anatole France für keinen schlechteren Journalisten als Herrn Drumont, da er kein Wort französisch kann und niemals den Namen eines der Herren gehört hat. Aber die Dreyfusards in der ganzen Welt zogen — siehe z. B. das 'Wiener Tagblatt' vom 28. November — aus dem Empfang, den ihre Vorkämpfer bei dem alten Bauer fanden, den Schluß, daß sich Krüger »offen und vollbewußt auf die Seite der sogenannten Dreyfusards gestellt« habe. Einen Tag später scheint sich bereits die Wirkung dieser Stellungnahme Krügers auf die Pariser Bevölkerung gezeigt zu haben. Berl Frischauer berichte in der 'Neuen Freien Presse' vom 29. November: »Das Interesse an Krüger beginnt zu erlahmen. Die Menge vor dem Hotel 'Scribe' ist zusammengeschrumpft.« An Stelle der aufrichtigen Enthusiasten sehe man nunmehr Lumpengesindel. Die Pariser scheinen also Paul Krüger den Dreyfusards zu überlassen. Den Drumont und Verganis wird es freilich schwer, sich an den Gedanken, daß Krüger ein Dreyfusard sein könnte zu gewöhnen. Aber alle, die von des schlaunen Alten Vergangenheit etwas wissen und jüngst den Prozeß gegen die Transvaalbahnen verfolgt haben, in dem unwiderleglich festgestellt wurde, daß Paul Krüger sich von Syndikaten mit bedeutenden Summen hat bestechen lassen, kann seine Hinneigung zu den Leuten vom Dreyfussyndikat nicht wunder nehmen.

* * *

In der VI. Gruppe der Experten in der Enquete über den Getreide—Terminhandel ist endlich Herr *Weiß v. Wellenstein* einvernommen worden. Ich will wegen der dreisten Leugnung der Richtigkeit meiner Mitteilungen über seine Person mit dem Herrn nicht weiter rechten. Aber ich versichere ihm, daß es nicht meine Absicht war, seine Aussagen in der Enquete zu »diskreditieren«. Ich wollte nur verhüten, daß, wenn Herr Weiß v. Wellenstein, wie er's denn auch getan hat (Protokoll Seite 544), erklären würde, man dürfe ihn nicht als spezifischen Vertreter der Börseninteressen hinstellen, da er doch von der Handelskammer in die Enquete gesandt sei, dieser Erklärung Glauben geschenkt werde. Ich wünschte, daß man wisse, Herr Weiß v. Wellenstein vertrete freilich nicht die Interessen der ganzen Getreidebörse — dort gibt es ja auch Effektivhändler —, aber doch jene der Terminspekulanten. Im übrigen konnte ich es dem Herrn selbst getrost überlassen, seine »Depositionen zu diskreditieren«.

Das hat denn auch Herr Weiß v. Wellenstein gründlich getan. Er hat seinerzeit die Behauptung aufgestellt, es sei leichter, eine Hausse— als eine Baissespekulation durchzuführen. Nunmehr in die Enge getrieben, erklärte er, er habe ja nicht gesagt, »erfolgreich durchzuführen«. Hätte Herr Weiß aufrichtig sein wollen, so würde er die Frage dahin aufgeklärt haben, daß, eben weil Haussespekulationen technisch leichter durchzuführen sind, die kapitalsschwachen Personen zumeist solche eingehen und dabei ihr Geld an die großen Terminspekulanten, die meist Baissiers sind, verspielen. In dieser Ausbeutung der mittleren und kleinen Leute durch die Großspekulanten liegt eben das Wesen des Terminspieles.

Herr Weiß v. Wellenstein leugnet nicht, daß es im Terminhandel und im Kommissionsgeschäft auch Übelstände gibt. Nur, meint er (Protokoll Seite 593), »daß bekanntlich vor der Katastrophe von Sodom und Gomorrha Gott mit sich hat handeln lassen, denn er wollte die Städte verschonen, wenn auch nur ein Gerechter darin wäre«, Man war in der Enquete höflich genug, darauf zu verzichten, daß Herr Weiß den einen Gerechten unter den Terminhändlern nenne. Aber man erkannte nach der Rede dieses Herrn gerne an, daß, wenn schon die Getreidebörse mit Sodom und Gomorrha verglichen werden soll, auch der Schwefel nicht fehlt. Ich kann übrigens die Berechtigung des Vergleichs nicht begreifen. Vergeblich habe ich in den Ausführungen des Herrn Weiß die versprochene Darlegung der Übelstände im Getreideterminhandel gesucht. Der einzige ernste Übelstand, den der Herr erwähnte, hat mit dem Terminhandel unmittelbar gar nichts zu tun: daß wir in Österreich »einen Fluß haben, der *verkehrt fließt, nämlich anstatt hinauf, wie es die Bedürfnisse des Getreidehandels erfordern würden, hinunter*«. Nach dieser Erklärung des Herrn Weiß scheint es, daß man jede Hoffnung, die Verhältnisse im Getreidehandel bessern zu können, aufgeben muß. Daß die Flüsse in anderen Ländern »hinauf fließen« und die Donau, indem sie hinunterfließt, »verkehrt fließt«, ist ja längst bekannt. Aber die Fachleute in der Donauregulierungs—Kommission haben erklärt, dieser Übelstand sei nicht zu beheben ...

* * *

Die 'Neue Freie Presse' ließ sich aus St. Pölten — das Weltblatt widmete der »Wiedereroberung« dieses Wahlkreises begeisterte Artikel — über einen »Vorstoß der Reaktion« gegen die Freiheit des Geistes und der Literatur in St. Pölten berichten. Der Seminar—Direktor Dr. Richard v. Muth habe an die Direktion des städtischen Theaters das Ansinnen gestellt, den »Probekandidaten« nicht weiter aufzuführen, widrigenfalls den Studierenden des Seminars der Besuch des Theaters überhaupt verboten würde. Die Reaktion hat Unrecht. Aber man könnte ihr, wenn sie es gerade nur auf den »Probekandidaten« abgesehen hat, immerhin Geschmack nachrühmen. Und die Freiheit ist wiederum ob ihres Geschäftssinnes zu loben. Ihre Verfechter rufen in der 'Neuen Freien Presse' pathetisch aus: »So lange das St. Pöltener Theater in der Verwaltung eines *objektiv denkenden* Kuratoriums steht, wird man wohl das *zugkräftige* Stück nicht von der Aufführung ausschließen ... «



Die Institution der Feuilletonreklamen scheint sich zu bewähren. Der Paprika—Schlesinger bleibt zwar der Lyrik treu und wußte erst kürzlich die liberalen Blätter zu der im Heine—Metrum vorgebrachten Versicherung begeistern:

»So bleibt Schlesinger der Schumann von Wien
Und es trotzet jeder Verneinung:
In seinem Fache Schlesinger ist
Eine seltene historische Erscheinung«.

Aber andere historische Erscheinungen auf dem Gebiete des Schuhwerkes oder der Schneiderei haben neuestens einsehen gelernt, daß der Sinn für Poesie, den unsere der Depeschekultur ergebene Tagespresse ohnedies nur im Inseratenteile fördert, diese prosaische Welt geflohen habe und bedienen sich lieber der ungebundenen Rede. Das Feuilleton wird zum bevorzugten Genre, und geschickte Causeure, denen die Kunst der Übergänge eignet, wissen in einem einzigen Artikel den verschiedensten Firmen willfährig zu sein. So waren an einem der letzten Sonntage unter dem anziehenden Titel »Herbstbilder« die Wünsche einer Leinenwarenfabrik, eines Illuminations—Etablissements, einer Porzellan—Niederlage, eines Schirmgeschäftes und eines Kinderschuhlagers befriedigt.

Der Redakteur, der einander so entlegene Gebiete durch seine Plauderkunst verbinden sollte, war gewiß vor eine schwierige Aufgabe gestellt und mag den Kollegen beneidet haben, der bloß vor der Antrittsrede des Grafen Bülow im deutschen Reichstage den großen Bauchaufschwung der Begeisterung produzieren sollte. Herr Paul Goldmann, der als Berliner Korrespondent der 'Neuen Freien Presse' für die Chinapolitik eintreten muß, ist gewiß im Herzen so wenig bei der Sache, wie der in der Wiener Redaktion sitzende Kuli, der einer Uniformierungsanstalt interessante Seiten abgewinnt; aber in beiden Fällen sehen wir eine Feder im Dienste jener höheren Idee tätig, hinter der nur unverbesserliche Skeptiker das Geschäftsinteresse des die Geister besoldenden Zeitungsunternehmers vermuten. Beneidenswert freilich ist jener Schriftsteller, dem es gelingt, in der Annoncen Flucht ein Thema zu erhaschen, das zu ergiebigeren Betrachtungen lockt, als es Khaki—Politik oder ein Leinenwarengeschäft, Waldersee oder eine Illuminations—Firma vermöchten.

Herr J. V. zum Beispiel, der am Sonntag, 18. November, im 'Neuen Wiener Tagblatt' unter dem Titel »Das Wiener Ballhaus« über den Mangel eines Nachtlebens in Wien geklagt hat, war in der Lage, Kulturprobleme aufzurollen und sich, ohne daß man sofort Herrn Bistrizky als den Auftraggeber erriet, über so wichtige Fragen wie den Unterschied zwischen Wien bei Nacht und Budapest bei Nacht zu verbreiten. Das Feuilleton war auf der ersten Seite des 'Neuen Wiener Tagblatt' ausdrücklich unter den literarischen Feiertagsgaben erwähnt, und der verheißende Titel hat gewiß manchen Leser veranlaßt, die neununddreißigste vor allen anderen Seiten der im Sonntagsstaate prangenden Nummer zu betrachten.

So eine Sonntagsausgabe des Steyrermühlblattes ist eine wahre Augenweide. Wer sich in kleinlich enger Zeit noch das Gefühl für Größe bewahrt hat, wird sie nur mit einem Gefühle *ehrfürchtigen* Ekels zur Hand nehmen. Aufgebläht von Gesundheit, mit empfänglichen Sinnen, von allen Gütern dieser Welt gemästet, tritt sie uns gegenüber. Von dem Gelde sämtlicher Aktiengesellschaften Deutsch—Österreichs hat sie gekostet, und in Wien gibt es kaum ein Unternehmen, von der schlichten Geburtshelferin bis zur Entreprise des pompes funèbres, das ihr nicht pflichtschuldigst seinen Tribut gezollt hätte. Mit ihren hundert Seiten, die sich wie Fangarme strecken, umfaßt sie das Weltall, und staunend stehen wir vor einer Kunst, die es zuwege bringt, einen

Zentner bedruckten Papiere zum Preise von vier Kreuzern zu verschleifen. Wie lautet, nach Zola'schem Muster, die Definition dieser Kunst? Sie ist Natur, gesehen durch das Temperament von M. Duker. Aber in ihrer transzendentalen Größe bedarf sie des Maßes an der wirklichen Natur nicht. Die üblichen Versicherungen, daß das Papier einer Sonntagsausgabe des 'Neuen Wiener Tagblattes', wenn es von einer Lokomotive der Südbahn aufgerollt würde, die Strecke bis zur Adria belegen würde, sind nichts als der Ausfluß eines kleinlichen Ehrgeizes, von dem sich Herr Wilhelm Singer noch nicht freigemacht hat. Zudem hätte ja, wenn die 'Neue Freie Presse' das Papier ihrer Sonntagsauflage auf der gleichen Strecke, aber in der Richtung gegen Wien aufrollen ließe, die Südbahn bei der bekannten Feindschaft der beiden Blätter wieder einen Vorwand für einen Zusammenstoß. Sollte das Experiment mit der Streckenmessung einmal wirklich gemacht werden, so liegt bei dem stetigen Anwachsen des Inseratenteiles auch die Befürchtung nahe, daß ein Ende des aufgerollten Papiers in das ohnehin aufgeregte Meer hängen und das Austreten der Adria und zahlreicher Abonnenten die Folge sein könnte.

Darum tut das 'Neue Wiener Tagblatt' gut, das neue Genre der Plauderannoncen zu pflegen und zwischen dürrer Geschäftsanzeigen so oft wie möglich Causerien über eine Champagnerfirma und Essays über eine Schuhwaren—Niederlage einzustreuen. Nicht oft wird sich freilich ein Stoff finden, dessen Behandlung so sehr das Angenehme für den Leser mit dem Nützlichen für die Aktiengesellschaft verbindet, wie das Thema »Wiener Ballhaus«. Der Feuilletonist ergreift mit Vergnügen die Gelegenheit, auf dem Gebiete des Wiener Nachtlebens einen »Fortschritt« zu verzeichnen, der sich seit der Umwandlung des Eldorado in ein »Ballhaus« auch dem blödesten Auge offenbaren muß. Und wenn ein liberales Blatt in den Tagen eines reaktionären Stadtregimes einen »Fortschritt« gelten läßt, so muß gewiß etwas an der Sache sein. »Bisher«, ruft das 'Neue Wiener Tagblatt' im Tone sittlicher Entrüstung, »hat sich das Nachtleben Wiens auf Lokalitäten beschränkt, wo sich der Auswurf der Großstadt zusammenfand und der Besucher sich mit Ekel und Grauen von dem wüsten Leben und Treiben daselbst abwendete.« Jetzt ist das alles ganz anders geworden. Das 'Neue Wiener Tagblatt' hat von dem Besitzer des Etablissements, von dem Architekten, dem Dekorationsmaler und der Beleuchtungsfirma Geld bekommen, und darum verläßt man das Ballhaus »befriedigt von den Genüssen, die es bietet«. Wenn es nächstens dem Besitzer eines der alten Nachtcafés gelingen sollte, die daselbst beschäftigten Literaten zur Abfassung von Feuilletons für Wiener Blätter zu ermuntern, so wird sich kein Besucher mehr mit Ekel und Grauen von dem wüsten Leben und Treiben abwenden. Und die Besucherinnen werden uns dann vielleicht im Lichte gretchenhafter Unschuld gezeigt werden: sie können, wenn's der Zufall will, auch ungeleitet nachhause gehen ... Das Ballhaus ist, lesen wir, »ein stark frequentierter Belustigungsort für Fremde und Einheimische geworden, zu dem auch das k. u. k. Offizierskorps ein ansehnliches Kontingent stellt«. Das ist wohl eine kleine Übertreibung. Zwar hat das Kriegsministerium, während in Berlin kein mit des Kaisers Rock Bekleideter in einem zweifelhaften Lokale angetroffen werden dürfte, unseren Offizieren den Besuch von »Ballhäusern« in Uniform noch nicht untersagt. Aber es ist doch nicht im Ernste anzunehmen, daß der Besitzer eines Nachtcafés in die Lage kommen kann, sich des »ansehnlichen Kontingentes«, das unser k. u. k. Offizierskorps in seinem Lokale stellt, zu Reklamezwecken zu bedienen. Man schütze es vor der Möglichkeit, von einem den Fortschritt begrüßenden liberalen Blatte als Folie zum »Auswurf der

Großstadt«, der sich einstens an den Stätten der nächtlichen Freude zusammenfand, verwendet zu werden.

* * *

Herrn Alexander Scharfs Aufregung darüber, daß er noch immer nicht das Inserat von Barnum & Bailey bekommen hat, ist zum Paroxysmus ausgeartet. Wenn man bedenkt, daß der Mann nicht mehr jung ist, so kann man die übelsten Folgen für die Gesundheit des Eigentümers der 'Sonn— und Montagszeitung' befürchten. Scharf ist heute ein reicher Mann und steht auf den lumpigen Tausender, den ihm Herr Bailey bieten könnte, im Grunde nicht an. Aber seine Pauschalieneteilheit ist auf das empfindlichste verletzt, wenn ein ausländischer Unternehmer, der die Wiener Verhältnisse nicht kennt, bloß die Tagesblätter für gefährlich hält und ein Blatt von der Bedeutung der 'Sonn— und Montagszeitung', die doch an einem Tage der Woche so viel verschweigen kann wie ein Tagesjournal in der ganzen, einfach aus der Liste jener Organe streicht, denen man Inserate zuwenden muß. Das war recht unklug von Herrn Bailey, und wenn es auch wahr ist, daß dem Reklameprinzip Barnum auch der schärfste Tadel zur Wohltat wird, die Angriffstaktik, die Herr Scharf eingeschlagen hat, wird dem Unternehmen nicht förderlich sein. Wie ein alttestamentarischer Rächer steht jetzt Alexander Scharf jeden Montag auf, be-teuert mit den Händen, daß sie leer sind, und malt die Gefahr einer Feuers-brunst in der Rotunde den Wienern an die Wand. Er greift die Behörden an, weil sie dem fremdländischen Zirkusbesitzer zuliebe einmal eine Angelegen-heit rasch erledigt haben, denunziert die Steilheit der Stiege, die zur Hofloge führt, als Majestätsbeleidigung, und prophezeit, daß im Falle einer Panik in der Rotunde Wien Schauerszenen erleben werde, die die Greuel des Ringthea-terbrandes weit hinter sich lassen. »Wien steht vor einer ganz außerordentli-chen Gefahr«, beginnt er, »von der die Bevölkerung bis zur Stunde keine Ah-nung hat«. Und damit die Leser nicht ausschließlich an die Gefahr denken, daß Herr Scharf auch fernerhin kein Inserat von Herrn Bailey bekommt, wird gleich im Folgenden von einem »Fachmann« auseinandergesetzt, daß es auch noch eine Lebensgefahr für die Besucher der Rotunde gebe. Solcherart alar-miert Herr Scharf Wien. Vielleicht mit Recht, sicherlich ohne — Inserat. Was erreicht der einsame Kämpfer? Daß die anderen, die im glücklichen Besitze des Inserates sind, allesamt dem Publikum die Sicherheit des Aufenthaltes im Zirkus Barnum in den üppigsten Farben ausmalen. Von Benedikt beruhigt, von Scharf gewarnt, ist sich die Wiener Öffentlichkeit schon längst nicht mehr des rechten Wegs bewußt ...

*

Nachtrag. Ich habe dem alten Kämpfer Unrecht getan. Soeben meldet man mir, daß nicht das Ausbleiben eines Inserates Scharf zum Angriff auf Herrn Baileys Unternehmen getrieben hat, sondern ein reineres Motiv. Die »Elektrische Glühlampenfabrik Watt, Scharf & Co.« hatte sich zur Beleuch-tung des Rotundenraumes in zuvorkommendster Weise bereit erklärt, ihr Of-fert wurde aber von einer verblendeten Zirkusdirektion, die die verwandt-schaftlichen Beziehungen zwischen »Watt« und der Sonn— und Mon-tagszeitung ignorieren zu können glaubte, abgelehnt. Jetzt, da nicht Scharf-sche Glühlampen den Barnum'schen Zirkus erhellen, ist auch die Feuersge-fahr plausibel ...

* * *

Ein Liebling der 'Neuen Freien Presse' ist der Graf Monczi (Abkürzung für Adalbert) *Sternberg*. Vielleicht wegen der Namensverwandtschaft mit einem ihrer Sonntagshumoristen und weil er die Redaktion noch nie um die Feststellung ersucht hat, daß er mit Herrn st—g weder identisch noch verwandt ist. Graf Sternberg hat wohl schon öfter seine Duldsamkeit bereuen müssen. Da z. B. Herr st—g in der ihm eigenen Weise die aristokratischen Veranstalterinnen eines Gartenfestes verhöhnte, eruierten Verwandte der beleidigten Damen den Namen des Verfassers und waren nur mit Mühe und Not davon abzubringen, den Grafen Sternberg zu fordern, den sie im Bündnisse mit der 'Neuen Freien Presse' wußten und dem sie den liberalen Hohn auf eine für katholische Zwecke wirkende Wohltätigkeit vielleicht ernstlich zutrauen mochten. Graf Sternberg war aber schon aus dem Grunde verhindert, die Sonntagsplauderei zu schreiben, weil er sich zu jener Zeit im Transvaal vergnügte, wo er den Boers im Kampfe gegen die Briten einen, wie uns die 'Neue Freie Presse' wiederholt versicherte, heldenmütigen Beistand leistete. In Wien war bis dahin nur von jenen Siegen des Grafen st—g die Rede gewesen, die er gegen Hotelbesitzer und Krawattenhändlerinnen erfochten hat, und das Stammpublikum der 'Neuen Freien Presse' vernahm mit einer gewissen Genugtuung die Kunde, daß wieder einmal einen Aristokraten die Verhältnisse gezwungen haben, sich an die Börs anzuschließen. Später fiel Graf Sternberg den Engländern als Gefangener in die Hände, ließ sich in London von jenem Moriz Handl, der bekanntlich auch — wegen Eingehung von Schulden unter betrügerischen Vorwänden — den Engländern in die Hände fiel, interviewen, und diese Unterhaltung gab, wie noch erinnerlich sein dürfte, der 'Neuen Freien Presse' Gelegenheit zu einem schwungvollen Leitartikel. Am Schlusse des Interviews hieß es etwa: »Bei diesen Worten fuhr sich Graf Sternberg mit der Hand über die Stirne, indem er sagte: Fast hätte ich vergessen, daß ich für 2 Uhr beim Lord N. N. zum Frühstück geladen bin« ... Aber die 'Neue Freie Presse' hat den Grafen Sternberg nicht aus dem Auge verloren. Am 23. November läßt sie sich anlässlich des Empfanges Krügers in einem Privattelegramm aus Marseille melden, das 'Petit Journal de Marseille' erzähle, »viel bemerkt sei Graf Sternberg worden, der im Boerskriege sich besonders ausgezeichnet hat«. Von allen Seiten seien ihm schmeichelhafte Anerkennungen für seine Bravour zuteil geworden; Graf Sternberg habe aber an den Empfangsfeierlichkeiten keinen Anteil genommen. Es ist einfach unglaublich, wie der Draht zu »spielen« beginnt, wenn es sich um die Lieblinge der 'Neuen Freien Presse' handelt. Krüger ist kaum in Marseille, und die 'Neue Freie Presse' bekommt schon Privattelegramme, die der aufhorchenden Welt verkünden, was das 'Petit Journal' über den Grafen Sternberg gesagt hat.

* * *

Noch etwas zum Erbrechen: Herr Moriz *Jokai*, Liebling der zis— und transleithanischen Börsenpresse, hat der Gräfin Stephanie *Lonyay* einen Besuch abgestattet. Fünfzigzeiliges Privattelegramm aus Budapest. Herr Jokai hat in hohem Alter eine Ehe geschlossen, die seit Jahren zur Deckung der romantischen Bedürfnisse der liberalen Presse erhalten muß. Romantisch ist auch die Heirat der Gräfin Lonyay. Welch ein Fest für die Schmöcke hüben und drüben, wenn nun so der Zufall zwei Helden zweier »Herzensromane« zusammenführt. Herr Jokai macht's den Preßleuten nicht schwer. Er trägt ihnen seit Jahr und Tag die Details seines Ehelebens förmlich druckfertig in die Redaktionen, versendet täglich Bulletins über das Gedeihen seines Johannistriebes und hat jetzt auch dem Korrespondenten der 'Neuen Freien

Presse' »in sehr anziehender Weise« über den Zusammenstoß zweier Züge des Herzens berichtet. Gräfin Stephanie habe natürlich zuerst versichert, daß sie »die ungarische Nation liebe und keine treuere und ritterlichere Nation als diese kenne«. Dann mitten hinein ins Gemütvolle. Wie zwei beeidete Sachverständige in Herzensangelegenheiten standen sich die beiden gegenüber. »Ja, ich bin wahrhaft glücklich und zufrieden. Ich hoffe, daß auch Sie glücklich sind. Wie befindet sich Ihre Frau?« »Das war ein Funke, der meine Adern durchlief. Hoheit, sagte ich, diese Frage macht mich überglücklich. Ich finde darin eine glänzende Widerlegung des Gerüchtes, daß mich die *hohen Kreise* wegen meiner Heirat *ausgeschlossen* hätten.« — — — »Die Welt ist einmal so«, rief der Greis, »*wir können in der Liebe so viel sündigen, als uns beliebt*; wenn wir aber unsere Liebe durch die Ehe sanktionieren, dann werden wir stigmatisiert.« »Ach,« sagte sie, »Sie sprechen mir ganz aus der Seele. Aber sagen Sie nun, sind Sie glücklich?« »Ich fange jetzt an, von neuem zu leben, Wir haben uns um uns eine kleine Welt geschaffen, welche uns für die ganze übrige Welt entschädigt.« »Genau so geht es mir. Auch mir ist meine kleine Welt die ganze Welt. *Und was sagen Sie zur Angelegenheit des Franz?*« »Ich sage, daß die Gesetze des Herzens über alle auf Pergament geschriebenen und in Stein gegrabenen Gesetze gehen.« — — —

Aus Leipzig schreibt mir ein Abonnent der 'Neuen Freien Presse': »Ich lese die Horizontale aus der Fichtegasse seit dem Jahre 1866 — das war bekanntlich ein Unglücksjahr — auch außerhalb der schwarzgelben Pfähle. Sie werden begreifen, daß ich einen sehr guten Magen habe. Aber gestern kam die Katastrophe: Ich las im Abendblatt vom Samstag, 24. Nov., das Privattelegramm »Maurus Jokai bei der Gräfin Stephanie Lonyay« und — — —«



Lieber Karl Kraus!

Sie haben oft und oft gesprächsweise mir gegenüber es beklagt, wie schwer es Ihnen gemacht sei, den gleichsam negativen Kräften, die im *Angriffe gegen Unzulänglichkeiten* sich ausleben, die gleiche Summe vitaler Herzens—Kräfte gegenüberzustellen, die in Begeisterungen und Verehrungen für Zulängliches sich ausleben könnten!

Nun, ich,verhelfe Ihnen ein wenig dazu, indem ich Sie auf den mährischen Maler *Joza Uprka* aufmerksam mache, der bei Miethke eine Kollektiv—Ausstellung hat. Frei und reingebadet gleichsam im Felder—Morgen—Dunste von allen Verlogenheiten ist dieser Maler—Bauer! In unbeschreiblicher süßer Einfachheit gibt er die Natur wieder, die in diesem natürlichen Herzen, diesem natürlichen Auge, nur wieder gleichsam mit eigenen Kräften sich bereichert hat! Und siehe, was den Evolutionen von 100.000 Tagen nicht gelingt, Nationalitäten—Abgründe zu überbrücken, geschieht hier durch den Künstler in einem Augenblicke! Der slowakische Bauer, das slowakische Mädchen werden uns lieb und verständlich, und wir möchten dem einen die Hand drücken, der anderen die Wange streicheln! Paradieses—Einfachheiten atmen sie, strömen sie aus, finden so Harmonien in unserem besseren Selbst. Indem der Künstler das Ewige des Menschenherzens, das Gemeinsame erschaut und spendet, bringt er das *Brüderliche*, das *Schwesterliche* in die Welt, macht Blutsverwandte aus Feindseligen ...

Felder, Felder, Felder! Aber ein unbeschreiblich süßer Friede ist ausgebreitet, Morgens, in Mittags—Ruhepause, in Nachmittags—Müdigkeiten, Abends. Die Mädchen in lieblichen weiß—roten Gewändern und Mensch gewordener Felder—Frühling selbst und die alten Männer und Frauen passen wunderbar zum Abend—Geläute von dem Dorf—Kirchturme ... Schlicht und schön sind diese Bilder und man stellt sich den Maler vor wie einen, der nicht lügen könnte und kindlich erstaunt blickte auf die Ränke des Lebens.

Lieber Karl! Solche sollen erstehen als Saat auf Ihrem Schlachtfelde niedergemähter Schurken!

Peter Altenberg.

*

Wie sein Landsmann Hans Schwaiger, der ihn am frühesten geschätzt hat, kommt Joza Uprka uns zuerst durch seine Vorwürfe ¹ bei. Aber daß man nur über der Freude an dem echten Menschen, der sich in dem Inhalt dieser Bilder verkündet, nicht der großen malerischen Können vergesse! An Bildern, die so gemalt sind, wie Uprkas »Der Ritt der Könige« »Prozession«, »Nach der Taufe«, sind wir auch nach den gepriesenen Fortschritten, die die Sezession auf technischem Gebiete hervorgebracht haben soll recht arm. Daß es einem Kunsthändler vorbehalten blieb, sie nach Wien zu bringen, ist die stärkste Bekräftigung für alles, was hier im vorigen Winter über die Sezession, geschrieben war. Noch hat sie keinem einzigen starken Talente, das ehemals unbeachtet war, Bahn gebrochen. Aber während sie zu jeder ihrer Ausstellungen von den letzten Ausstellungen in Berlin, Dresden und München und, wenn's hochkommt, Paris die Bilder berühmter Meister herbeischleppt, neben die man die Produkte eigener Anempfindungsfähigkeit hängt, schafft wenige Stunden von Wien ein großer Künstler, von dem man nichts weiß, ehe nicht ein uneigennützigerer Geschäftsmann, als es die Herren in der Sezession sind, sich um ihn kümmert.

* * *

Nach Jugendtagen, in denen er bald in der modernen Franzosen Bezirk, bald in Shakespeares, dann wieder in Ovids und in der griechischen Tragöden Bereich seinen Geist und seine Sprache sich herumtummeln ließ, ist *Hugo v. Hofmannsthal* immer mehr zum Goethe unserer Zeit herangereift. Bewundernd sahen seine Freunde ihn sich entwickeln, sahen, wie Hofmannsthals Hand, die Herr Hermann Bahr einst eine »weiche, streichelnde, unwillkürlich caressante Hand der großen Amoureußen, wie die leise, zähe Schmeichelei verblasster alter Seide« genannt hat, bald die straffen Striche führen lernte, mit denen Goethe zu zeichnen liebte. Und schließlich ist die Ähnlichkeit zwischen Goethe und seinem Erben so groß geworden, daß man bei der letzten Dichtung des jungen Hofmannsthal, bei dem soeben in der 'Zeit' erscheinenden »Erlebnis des Marschalls von Bassompierre«, von einem Plagiat gesprochen hat. Der Vorwurf, den das 'Deutsche Volksblatt' erhoben hat, muß nun freilich jeden töricht dünken, der Goethes »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten« und den bisher veröffentlichten Teil der Novelle Hofmannsthals gelesen hat. Das kurze Geschichtchen, das Goethe den Memoiren des Marschalls von Bassompierre nacherzählt hat, ist ein Canavas, in den Herr Hofmannsthal seine pompöse Stickerei hineingearbeitet hat. Und der Liebhaber Hofmannsthalscher Stickerei wird sich wenig darum kümmern, wer den Grund zu ihr geliefert hat. Aber der literarische Anstand, meinen auch Unbefangene, hat nun einmal die Regel aufgestellt, daß man die Quellen nen-

1 Im Sinne von "Vorlage" zu verstehen

nen muß, aus denen man schöpft. Herr Hofmannsthal hätte also dem Titel seiner Novelle wenigstens die Bemerkung beifügen müssen: »Nach den Memoiren Bassompierres«, oder vielmehr, da aus dem Wortlaute seiner Darstellung erhellt, daß er die »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten« und nicht das Memoirenwerk vor sich hatte, »nach einer Erzählung Goethes«. Aber Hofmannsthals Freunde werden wohl auch diesem Einwande gegenüber um eine Rechtfertigung nicht verlegen sein. Jeder Schriftsteller, werden sie uns erklären, setzt eine gewisse Bildung bei seinen Lesern voraus. Die 'Neue Freie Presse' tut sicherlich gut daran, jeden französischen Satz, den sie abdruckt, zu verdeutschen; aber soll's denn wirklich Regel für alle Schriftsteller werden, daß französische Zitate verständlich gemacht werden müssen? Wer den Faust oder Hamlet zitiert, mag es manchmal für nötig erachten, den Namen Goethe oder Shakespeare dabei zu nennen. Aber soll es wirklich als Plagiat gelten, wenn er's nicht tut? Und Hofmannsthal, der Bankierssohn, der für die Frauen von Börsenmillionären und andere sublimen Geister schreibt, die sich in einem Leben voll genußreicher Muße eine gründliche Kenntnis der schönen Literatur erworben haben, sollte nicht auch weniger gelesene Werke als den Faust als bekannt voraussetzen dürfen? Nein, was Ungebildete hier Plagiat nennen, ist in Wahrheit Zitat. Und seht doch, worauf es Hofmannsthal eigentlich ankam. Er hat uns zeigen wollen, daß er Goethes Erbe auch zu mehreren weiß. Was erfahren wir denn aus Goethes kleiner Geschichte? Eine schöne Krämerin, die sich in den berühmten Marschall Bassompierre — in seine Person und in seinen Ruhm verliebt hat, lenkt seine Aufmerksamkeit auf sich und tut ihm zu wissen, daß sie ihm alles geben wolle, was bisher nur ihr Gatte genossen. Der vornehme Soldat, dem die Liebe der edelsten Damen geschenkt ward, verschmäht auch die Gabe der kleinen Bürgerin nicht und findet am Morgen, der einer schönen Nacht folgt, »daß er niemals ein zierlicheres Weib gekannt habe, noch von irgend Einer mehr Vergnügen genossen hätte,« Nichts weiter wissen wir von dieser kleinen Krämerin, als daß sie ein »zierliches Weib« war. Aber Hofmannsthal wird uns jetzt die Seele dieser Frau zeigen und uns eine Liebesnacht schildern, aus der ein Mann, wie Bassompierre, der schon so viele Frauen erkannt hat, nie vorher genossenes Vergnügen schöpft. Bei Goethe sagt die hübsche Krämerin am Morgen: »Wollt Ihr mich noch einmal sehen, so will ich Euch bei meiner Tante einlassen.« Jetzt höret, was Hofmannsthal aus diesem Satz gemacht hat: Nun war es das reizendste Spiel, wie sie wieder mit mir zu reden anfing, indem sie sich mit dem Satze: 'Du willst mich noch einmal sehen? so will ich Dich bei meiner Tante einlassen!' endlos herumspielte, die erste Hälfte zehnfach aussprach, bald mit süßer Zudringlichkeit, bald mit kindisch gespielmtem Mißtrauen, dann die zweite mir als das größte Geheimnis zuerst ins Ohr flüsterte, dann mit Achselzucken und spitzem Mund, wie die selbstverständlichste Verabredung von der Welt, über die Schultern hinwarf und endlich, an mir hängend, mir ins Gesicht lachend und schmeichelnd wiederholte.« Der stumpfste Geist begreift jetzt, warum diese Frau dem Marschall Bassompierre als das zierlichste Weib erschien. Das ist bekanntlich Goethes großer Mangel, daß er uns über die Psychologie des Weibes so wenig zu sagen gewußt hat. Und das ist die große Aufgabe seines Erben Hofmannsthal: daß er uns Goethes Werke umdichte, sie für die feineren Bedürfnisse und die tiefere Seelenkenntnis unserer Zeit herrichte. Mit dem »Erlebnis des Marschalls Bassompierre« hat er angefangen. Jetzt kommen die anderen Werke Goethes an die Reihe. Aus dem Puppenspiel vom Doktor Faust hat Goethe eine große Gedankendichtung gemacht. Hofmannsthal wird aus ihr eine tiefe Seelendichtung machen. Aber wenn dann Hofmannsthals Faust und Gretchen manchmal in Goethe'schen Worten reden,

wird hoffentlich niemand von einem Plagiat sprechen. Was Herr v. Hofmannsthal diesmal mit Goethe getan hat, hat Gerhart Hauptmann in seinem »Schluck und Jau« mit Shakespeare versucht. Es ist höchste Zeit, daß man diese alten Herren ein wenig modernisiert.

*

Herrn Hugo v. Hofmannsthal ist eine noch ärgere und unverdientere Unbill widerfahren, als von Herrn Vergani eines Plagiats beschuldigt zu werden: der Tagblatt—Frischauer hat sich seiner angenommen. Der Mann, der offenbar weder Goethe noch Hofmannsthal — dessen Namen er nicht einmal richtig schreiben kann — gelesen hat, verteidigt einen Dichter gegen den Vorwurf des Plagiats mit dem Argument, daß, der ihn erhob, ein noch ärgerer Plagiator sei. Einen Vergleich mit Herrn Vergani als Literaten und Charakter — das kann einem nur die Freundschaft eines Frischauer antun. Und wenn auch Herr Hofmannsthal es nicht nötig hat, sich gegen Vergani zu verteidigen, so müßte er sich doch Frischauers Freundschaft energisch verbitten.

* * *

Herr *Karlweis* feierte seinen fünfzigsten Geburtstag, und die Journalisten warfen die neckische Streitfrage auf, ob der Wiener Aristophanes oder der Oberinspektor der Südbahn sich, jeder in seinem Kreise, größerer Beliebtheit zu erfreuen hätte. Ich antworte: Der Oberinspektor der Südbahn. Denn der war zuerst da. Und er mußte durch Jahre die Freikarten I. Klasse für die Strecke Wien—Mattuglie in die Redaktionsbüros senden, bevor sich die Bezeichnung »Wiener Aristophanes«, die man für den gewandten Schwänkeverfertiger und Nachahmer O. F. Bergs nicht gerade passend finden mochte, in der Öffentlichkeit durchrang. Die »Concordia« hat allen Grund, Herrn Karlweis eine Dankadresse zu widmen, in der ihm bestätigt wird, daß er die Menschen kenne ... Ob sie aber gerade berufen ist, jemandem einen *unbestechlichen* Blick für die Schwächen, Fehler und Laster der Welt nachzurühmen, bleibe dahin gestellt. Herr Hermann Bahr, das enfant terrible in dieser Gesellschaft, hat die Adresse verfaßt. Seine Autorschaft weist sich nicht nur in abgeschmackten Wendungen, wie: »Aber, schau einmal, Du mußt es schon erlauben, daß unsere Freundschaft usw.« Herr Bahr hat dieselben Wendungen wörtlich in seinem Artikel verwendet, den er im 'Neuen Wiener Tagblatt' dem Jubilar widmete. Beide male versichert er, daß Karlweis stets »die großen Worte und das steife Gehaben feierlich tuender Leute verspottet« hat. Allen literarischen Würdigungen, mit denen der Chef des Freikartenbüros der Südbahn an seinem Geburtstage überrascht wurde, ist das eine gemeinsam, daß sie die dichterische Entwicklung des Humoristen Karlweis so ziemlich als das Monströseste erscheinen lassen, was, seitdem die Sonne Talente ausbrütet, auf der weiten Welt zu finden ist. Sonst pflegen nämlich Humoristen sich am frühesten zu regen, und Zeit und Umstände können ihrem Wesen Saft und Farbe nehmen. Bei Herrn Karlweis ist das ganz anders. In der 'Wiener Allgemeinen' wird uns versichert, daß er zuerst »noch in der Schablone befangen« war und es »über eine leidige Anständigkeit nicht hinausgebracht« hat. Dann heißt es weiter: »Als die Jungen kamen, war C. Karlweis schon ein reifer Mann, den Jahren nach. Doch seine geistige Beweglichkeit, seine Frische bewahrten ihn vor dem Stillstand«. Ja, woher nahm er denn solche Eigenschaften zu einer Zeit, da er es nachgewiesenermaßen über die Schablone und eine leidige Anständigkeit nicht hinausbrachte? Das alles scheint über Herrn Karlweis plötzlich gekommen zu sein. »Sein Humor bekam Schwung, seine Darstellung wurde leicht und frei, sein Ton persönlich gefärbt.« Mit einem Wort,

Herr Karlweis wurde eine Individualität. Er ist, wie Herr Bahr es ausdrückt, »immer noch weiter und immer in die Höhe geschritten«, bis er endlich aus dem Autor des »Bruder Hans«, der im Burgtheater durchfiel, vollends »der milde, lächelnd warnende Erzieher« geworden ist, den »unsere Stadt dankbar in ihm verehrt«. Ja, Herr Bahr wünscht geradezu, »so lange noch österreichisches Wesen besteht, möge es sich *seine alte und sanfte Weise und frohe Art bewahren*«, die sich Herr Karlweis seit den paar Jahren, in denen er sich mit Ferdinand Raimund beschäftigt, erworben hat. Aber an seinem Ehrentage konnte der lächelnd warnende Erzieher unserer Stadt, der satirische Schilderer der Verwaltungsräte im »Onkel Toni«, in der Gratulantenschar den Ländlerbank—Hahn begrüßen ...

*

Den Pferden der kaiserlichen Hofstallungen ward jüngst ein Freudentag bereitet. Der Mann, der ihnen Denkmäler, zwar nicht unvergänglicher, aber doch ebenso dauerhaft wie Erz, gesetzt hat, ward an seinem siebzigsten Geburtstag von ganz Wien gefeiert. Und auf die Pferde des kaiserlichen Marstalls fielen die hellsten Strahlen der Gloriole, mit der das Haupt Caspars v. Zumbusch, ihres Leibporträtisten, umwoben ward, So hoch geehrt haben sich die kaiserlichen Pferde seit dem Tage nicht mehr gefühlt, da der Obersthofmeister zum erstenmal auf der Opernbühne erschien und, vom Direktor Mahler und den Sängern und Sängerinnen ehrerbietig begrüßt, erklärte, sein Besuch gelte nicht den Künstlern, sondern den Schimmeln aus den Hofstallungen, die in der Aufführung mitwirkten. Aber was will es besagen, daß ein Obersthofmeister, der kürzlich noch Oberstallmeister war, über den Pferden die Sänger vernachlässigt? Über den *Portraits* dieser Pferde, die Caspar v. Zumbusch gefertigt hat, mußte noch jeder Betrachter die Gestalten edler Helden aus der vaterländischen Geschichte, die er auf ihre Rücken gesetzt hat, vergessen. Denn so wenig man auch in Zumbusch Radetzky den großen Schlachtendenker von Leipzig bis Custozza, Mortara und Novara, und in seinem Erzherzog Albrecht den energischen Kommandierenden wiedererkennen wird, der sich in seiner Schrift »Über die Verantwortlichkeit im Kriege« der Bedeutung der Stellung des Heerführers so voll bewußt zeigt: durch die Pferde, auf die Zumbusch diese und andere Großen gesetzt hat, ist dem tadellosen Bau und den guten Manieren der Pensionäre der Wiener Hofstallungen ein wahrhaft ehrendes Andenken gesichert worden. Wie diese Pferde bald Habt—Acht stehen, bald ruhig schreiten, dann wieder einen Vorderfuß mit der Gebärde des Prätzelgebens heben, dabei immer korrekt, immer »versammelt«, das ist ein herzerfreuender Anblick, und die Wiener, die jedesmal erschrecken, wenn sie die Schlachtrosse Fernkorns auf dem äußeren Burgplatz sich bäumen sehen, hegen keinen innigeren Wunsch, als daß es dem rüstigen Meister Zumbusch vergönnt sein möge, noch recht viele Plätze unserer lieben Stadt mit seinen Pferden zu schmücken.

Die Kunstgenossen haben den siebzigjährigen Zumbusch durch einen solennen Gschnasabend geehrt. Dabei wurde viel von seinem — unberittenen — Beethoven gesprochen, einem Monument, das jetzt angeblich wegen der Wienflußregulierung, in Wahrheit aber deshalb umgedreht werden soll, weil Beethoven vor kurzem erklärt hat, daß er es nicht mehr vertrage, beständig die Redaktion der 'Neuen Freien Presse' und das Palais des Kohlen—Gutmann vor sich zu sehen. Die Festgäste bekamen auch eine gschnasmäßige Nachbildung des Beethoven—Denkmals zu sehen, und es erwies sich wieder einmal, daß die Meister unseres Künstlerhauses im Gschnas doch noch ihr Bestes leisteten. Auch das obligate Bänkel fehlte nicht. Und obgleich sein Dichter die Zum-

busch'schen Pferde, die unvergesslichen, so ganz vergessen hatte, wurde es doch mit wieherndem Gelächter aufgenommen.

* * *

Herr Hofrat Uhl fährt fort, bald als Staberl oder Junius, bald als »Thalgau« verkleidet, in Erinnerungen zu schwelgen. Es gibt kein auffälliges Haus in Wien, das er nicht mit Hilfe seines Gedächtnisses zu pölzen bereit wäre. Aber diese Ruinen sind, wenn der Demolierspaten angesetzt wird, wirklich das einzige, was diesem Plauderer einfällt. Sein Befähigungsnachweis: das Alter. Seine Weltanschauung: Ich habe die Welt schon vor fünfzig Jahren geschaut. Dabei »erinnert« er sich immer an den unpassendsten Stellen. Neulich schwätzte Staberl über den Wiener Frauenklub. »Die Herren sind ja prinzipiell ausgeschlossen, nur bei besonders festlichen Anlässen können sie den Festen des Klubs in dem Hause, *wo einst Herbeck gewohnt hat*, passive Assistenz leisten«. Was verbindet den Aufenthalt Herbecks in dem Hause, in dem jetzt der Frauenklub untergebracht ist, mit der Ausschließung der Herren? Nichts als eine Erinnerung des Herrn Hofrats Uhl.

* * *

Ein Eisenbahnglück

Aus Wiener Blättern: »Der gerettete Sekretär des Herzogs Canevaro erzählt: Ich bin von Madrid mit dem Herzog, der Herzogin, dem Attaché Elster und der Kammerfrau Maria abgereist. Diese vier Personen okkupierten im Speisewaggon einen Tisch. Ich mußte mich mit Herrn Goyeneche an einen anderen Tisch am entgegengesetzten Ende des Waggons setzen. — — — Wir waren gerade beim zweiten Gange des Frühstücks, einen *Kalbsbraten mit Spinat*, als wir einen entsetzlichen Ruck verspürten — — — «.

* * *

(*Der glücklichste Mann in Wien*) war am 24. November Herr Rudolf Lothar. Er stand als Gratulant (Karlweis' 50. Geburtstag) und als Leidtragender (Trauerfall in einer Journalistenfamilie) in den Zeitungen. Herr Lothar hat von vielen Leidtragenden, die nicht das Glück hatten, bei beiden Gelegenheiten genannt zu werden, Gratulationen entgegengenommen. Aber davon nahm kein einziges Blatt Notiz.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Comt. May. Sie fragten: »Ist es wahr, daß Sie bei der 'Neuen Freien Presse' waren und AUF INFAME WEISE ENTLASSEN WURDEN?« Soweit ich informiert bin, kann ich Ihnen mit einem ziemlich dezidierten »Nein« antworten. Schließlich und endlich mußte ich ja auch etwas davon wissen. Man könnte Vergeßlichkeit annehmen. Aber man wird mir wohl nicht zumuten, daß ich eine Affäre, in der die 'Neue Freie Presse' eine Rolle spielt, vergessen kann, wenn mir schon die Erinnerung an meinen eigenen Anteil daran längst ent-

schwunden sein sollte. Also — glauben Sie nicht daran, daß mir je eine derartige Ehrung zuteil geworden ist. Im Gegenteil! Die Leute haben sich — lesen Sie das in Nr. 5 der 'Fackel' nach — alle erdenkliche Mühe gegeben, mich auf infame Weise zu engagieren

Leserin. Sie bitten mich, diesmal Herrn NORDAU nicht zu vergessen, der im Feuilleton der 'Neuen Freien Presse' die Reiseeindrücke von seiner Tour nach Basel schildert. Wir beide würden Herrn Nordau die Fahrt nach Basel, wo er alljährlich als Vizepräsident des Zionistenkongresses fungiert, ja selbst die endliche Tour nach Palästina gönnen, aber wir verübeln ihm die Handfertigkeit, mit der er seine zionistische Mission zu einem Angriff auf Böcklin mißbraucht. Wie lange wird sich das Publikum diese regelmäßigen Anpöbelungen großer Männer durch einen Literaten gefallen lassen, in dem außer seinem zyklischen Schmocktum alles andere klein ist? Herr Nordau kann den urgesunden Schweizer Meister in sein Literaturspital beim besten Willen nicht aufnehmen. Aber da er schon einmal in Basel ist, MUSS er über Böcklin schwätzen. So fühlt er, der Zionist, der Kernjude, sich veranlaßt, mindestens zu bezweifeln, ob Böcklins Malerei die Empfindung der DEUTSCHEN VOLKSSEELE ausspreche. »Allzu viel wissen macht Kopfweh« rufen Sie mit Recht dem Unermüdlichen zu, »entweder man kennt die geheimsten Regungen der jüdischen oder der deutschen Volksseele!«

Kunstfreund. Außer MACKENSEN und VALLGREN ist tatsächlich auch STRASSER aus der Sezession ausgetreten.

Herrn Prof. Isidor Singer. In der Nummer der 'Zeit' vom 17. November beginnt der finanzielle Bericht aus Berlin also: »Die Berliner Börse hat wieder Lachs essen dürfen.« Was bedeutet das? Sie vergessen, daß auch Ihre Anhänger an der Börse nicht ALLE jüdischen Anekdoten kennen und daß bloße Anspielungen jene breiten, gemütlichen Erzählungen in den »Lokalzugstudien« des Herrn Scharf niemals ersetzen können. Lieber eine bekannte Anekdote nochmals erzählt — die vertrauten Laute des Jargons klingen stets lieblich —, als eine unbekanntes bloß angedeutet. Der Leser, der sicher ist, daß hier ein guter Witz steckt, ihn aber nicht herausfinden kann, wird nur ärgerlich. In Zukunft werden Sie also Ihren finanziellen Mitarbeitern das bewährte und in der 'Sonn- und Montagszeitung' beliebte Schema für solche Anekdoten empfehlen müssen: »Das kommt mir vor, wie der Schnorrer Feiwel Rosenblüh, was is gekommen zu dem Bankier ... «

Liberaler. Die Publikation des Aufrufs, den die Fortschrittsfreunde anlässlich des bevorstehenden Hochzeitsfestes im Hause Noske versenden, halten Sie für einen »Eingriff ins Privatleben«? Ich nicht. Ich war vielmehr wieder einmal Schützer des Privatlebens und habe lediglich des törichten Versuches gespottet, die Feier eines Familien als politische Aktion darzustellen.

Getreidehändler. Gewiß, das war ein Irrtum. Herr Rosenbach, der in die Enquete berufen wurde, ist bald darauf gestorben. Das brauchte ich nicht zu wissen. Aber zum Glück bewies das Erscheinen des Herrn Kauders, daß die Terminspieler nicht ausgestorben sind.

Habitué. Der Kritiker der 'Wiener Allgemeinen' tadelte Herrn Schlenther, weil er »Johannisfeuer« nicht für die Burg erworben habe. Denn »Johannisfeuer« sei »wie geschaffen« für die Burg. Natürlich hätte Schlenther das Drama nicht zu besetzen gewußt. Herr f. s. aber weiß es: »Der alte Vogelreuter von Baumeister gespielt, Georg von Kainz, Marikke von der Medelsky, die Weißkalnene von der Mitterwurzer« — ja, das wäre wohl, meint Herr f. s. etwas Unvergleichliches gewesen. Aber da fiel ihm noch rasch ein, was wohl Herr Bukovics tun werde, wenn ein Kritiker, von dem er ein Stück angenom-

men hat, zugesteht, daß im Burgtheater noch immer besser als im Deutschen Volkstheater gespielt werde. Und so nahm Herr f. s. was er eben geschrieben hatte, vier Zeilen weiter reuig zurück. »Es war nicht Hermann Sudermann, der bei diesem Tausch (zwischen Burgtheater und Deutschem Volkstheater) verloren hat. Denn das Deutschen Volkstheater wurde seinem neuen Schauspiel eine VOLLENDETE DARSTELLUNG zuteil«. Vollendet! Mehr kann doch auch das Burgtheater nicht leisten. Die Schauspieler vom Deutschen Volkstheater dürfen zufrieden sein. Herr f. s., der Autor des »Gemeinen«, der nächstens von ihnen aufgeführt wird, hat bestätigt, daß man bei dem Tausche zwischen Baumeister und Eppens, Kainz und Kutschera, der Mitterwurzer und dem Frl. Joseffy nichts verliert ...

Gigerl. Daß der »Österreichische Hutmoden—Verein« den neuesten Hutmodellen die Namen von Mitgliedern der Wiener medizinischen Fakultät gegeben hat, ist ein glücklicher Einfall. Es sollte damit offenbar in zarter Weise angedeutet werden, daß man Reklameärzte, wie die Herren Notnagel und Schrötter, mit Gelehrten, wie Gussenbauer und Schauta, nicht unter einen Hut bringen kann.

Zahlreichen Fragern. Ich erkläre hiermit, daß sämtliche mir zukommenden Manuskripte, ob sie nun für die 'Fackel' 'brauchbare oder unbrauchbare Mitteilungen enthalten, vernichtet werden, — falls nicht das ausdrückliche Ersuchen des Einsenders um Aufbewahrung oder Rücksendung bekanntgegeben wird. Vielleicht beruhigt dies die Zaghafteu und Abhängigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **K a r l K r a u s.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

